

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 2 (1934-1935)
Heft: 2

Artikel: Das Übernationale
Autor: Brunner, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758895>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Übernationale

Vortrag in der Zürcher Völkerbundsvereinigung, 3. Mai 1934

von Emil Brunner

Die Idee des Übernationalen steht heute nicht hoch im Kurs. Aber eine Zeitströmung ist noch kein Argument; sie kann auch bloß für den, der nicht weiß was Glauben heißt, ein Glaubensartikel sein. Das Übernationale hat jedenfalls im Abendland sowohl historisch als auch sachlich die Priorität gegenüber dem Nationalen. Es gab, wie Sie wissen, eine Art Paneuropa ehe es europäische Nationalstaaten gab. Das römische Imperium, das vom Euphrat bis zur Themse reichte, ist die gemeinsame Wurzel aller europäischen Staaten. Es hat im Karolingischen und Ottonischen germanischen Kaiserreich eine wenigstens teilweise Fortsetzung gefunden und lebt als eine geistig soziale und kulturelle Macht in der Idee des corpus Christianum bis in die Aufklärungszeit hinein. Wer etwa die Korrespondenz des Genfer Reformators Calvin, oder die seines zürcherischen Mitkämpfers und Freundes Bullinger durchgeht, ist erstaunt über die selbstverständliche Realität dieser Idee, die teils durch die geschichtlichen Tatsachen der römischen Erbschaft, teils durch die kulturelle und sprachliche Einheit und vor allem durch das auch durch die konfessionelle Spaltung nicht aufgehobene Bewußtsein der christlich-kirchlichen Einheit bestimmt war. Das nationale Bewußtsein war damals noch kaum erwacht und jedenfalls in der heutigen Bedeutung unbekannt. Die Bildung der Nationalstaaten hatte zwar begonnen, als ein rein faktischer, man könnte fast sagen ein rein kausaler Prozeß; aber die Idee und Rechtfertigung dieses Geschehens war noch kaum im Werden. Der Gedanke der übernationalen Ein-

heit hatte noch immer ein ungeheures Übergewicht über den der nationalen Differenzierung.

Das war aber nicht bloß historisch zufällig so. Jedenfalls von einem christlichen Denken aus kann es nicht anders sein. Wo der Gedanke der christlichen Kirche lebendig ist, da hat notwendig die Idee der übernationalen Verbundenheit und Verantwortlichkeit und der Glaube an die Einheit des Menschengeschlechts den Vorrang vor allen nationalen Gesichtspunkten und Wertungen. Es ist denn auch kein Zufall, daß das moderne Nationalbewußtsein und erst recht der moderne Nationalismus sich in einer Zeit bildete, wo die — man könnte sagen axiomatische — Selbstverständlichkeit der christlichen Kirchenidee erschüttert und ihre Wahrheit in Frage gestellt wurde, und geistige Mächte von ganz anderer Art dem christlichen Glauben feindlich gegenübertraten und ihn wirkungsvoll zurückdrängten. Es ist natürlich nicht möglich, die Entstehung des modernen Nationalbewußtseins zu datieren; aber so viel dürfte feststehen, daß dieses Bewußtsein zunächst hinter den geschichtlich politischen Tatsachen herkam und erst seit der französischen Revolution selbst als Machtfaktor ins politische Kräftespiel eintrat. Die Idee der Freiheit, der Selbstbestimmung auf der einen Seite, und die Tatsache der Mitbeteiligung des Volkes an der Gestaltung des Staates: das sind die beiden der französischen Revolution entstammenden Elemente im modernen Nationalbewußtsein. Damit verbanden sich im 19. Jahrhundert zwei andere: der Gedanke der geschichtlichen Individualität der Romantik und der Rassegedanke der modernen Biologie.

Es würde durchaus nicht den Tatsachen entsprechen, wollten wir den Nationalstaat und das Nationalbewußtsein in seiner modernen Form lediglich unter dem Gesichtswinkel der Einheitszersetzung ansehen. Gewiß, die Bildung der Nationalstaaten im späteren Mittelalter ist verknüpft mit der Auflösung des einen germanisch-römischen Kaiserreiches. Die Nationalstaaten sind zunächst Zersetzungprodukte der ursprünglichen Einheitsgestalt. Aber offenbar konnten sie sich nur darum bilden, weil die Einheit nicht lebenskräftig genug war und weil in ihnen ein neues positives Gestaltungsprinzip sich wirksam zeigte. Und Ähnliches gilt von der Bildung der neuen Nationalstaaten seit der französischen Revolution. Die Idee des Nationalen, der nationalen und nationalstaatlichen Einheit und Zusammenfassung, ist durchaus nicht ohne geistige Bedeutung.

I.

Ihr erstes Recht ist das des Protestes gegen eine falsche, abstrakte, lebensfeindliche, künstliche und darum auch gewaltsame Einheit. Die Geschichte des Nationalbewußtseins ist eng verknüpft mit der des Individualitätsbewußtseins. Das lebendig Besondere wehrt sich gegen die Vergewaltigung durch ein von außen aufgedrängtes Schema und Gesetz. Der Fremde soll nicht über uns herrschen, sondern wir wollen uns die, die über uns herrschen sollen, aus uns selbst heraus bestimmen. Italia farà da sè. Das ist der Grundgedanke und Wille in all jenen Kämpfen um die Gestaltung des Nationalstaates, die im Namen der Freiheit geführt worden sind. Napoleon glaubte bekanntlich auch, seine Eroberungskriege als Befreier der Völker zu führen. Aber diese Völker wollten diese Freiheit nicht: sie verstanden unter Freiheit vor allem dies, daß nicht ein Fremder über sie herrsche, auch wenn sie unter ihm vielleicht mehr Bewegungsfreiheit genossen als unter einem Einheimischen. So ist es auch bei der Bildung neuer Nationalstaaten seit dem Weltkrieg durchaus fraglich, ob diese Völker alle durch ihre Autonomie freier geworden seien; aber das Gut der nationalen Selbständigkeit und Geschlossenheit wird so hoch gewertet, daß diese Freiheit viele Unfreiheiten anderer Art aufwiegt. So stark ist heute das nationale Individualitätsgefühl, das Bewußtsein, etwas Eigenes zu sein und darum der Wille, in diesem Eigensein selbstständig zu sein. Mit diesem Eigenen und in sich Geschlossenen kann sehr verschiedenes gemeint sein: Gemeinsamkeit der Sprache, der Kultur, der Geschichte, der Religion, der Rasse, des Blutes usw. Aber immer ist es das Bewußtsein: wir sind etwas Besonderes, etwas was die anderen nicht sind; und wegen dieses uns eigentümlichen Wesens müssen wir auch politisch eine Einheit, ein Staatswesen für sich bilden. Dieses Individualitätsbewußtsein ist aber nur eine der vielen Wurzeln des nationalen Bewußtseins und Willens. Eine zweite ist das Verlangen nach konkreter, sozusagen anschaulicher Gemeinschaft und Verantwortlichkeit. Man spürt: eine Gemeinschaft, die alle umfaßt, ist bei uns Menschen, wie wir nun einmal sind, keine wirkliche Gemeinschaft mehr. Die Gemeinschaftskraft ist wie die Schwerkraft umgekehrt proportional dem Quadrat der Entfernung. Wir können nun einmal die Fernsten nicht mit der gleichen Liebe umfassen wie die Nächsten. Zum Lieben gehört das Kennen, zur Gemeinschaft gehört das Nahesein. Das ist das tiefste, und ich möchte sagen

das ewig wahre Motiv alles Partikularismus. Wer wirkliche Gemeinschaft will, will keine Allerweltseinheit. Daselbe gilt von der Verantwortlichkeit. Je größer die Einheiten werden, desto unübersehbarer die Zusammenhänge, desto anonymer und unsichtbarer die Verantwortlichkeit. Wer in einem Landsgemeindekanton gelebt hat, weiß etwas von der Kraft dieses Gedankens der anschaulichen Verantwortlichkeit und Volksgemeinschaft. Und etwas dem Analoges steckt hinter allem nationalen Willen und aller Abneigung gegen das blasse Internationale. Der Gedanke eines Weltstaates, ja auch nur eines Panneuropa hat von da aus gesehen etwas gespensterhaft Grausiges, etwas von der Unheimlichkeit jener Spittelerschen Welt-Schicksalsmaschine. Je größer die Einheit, desto unpersönlicher und also desto mechanischer und unmenschlicher ist sie. Ob allerdings zwischen einem Weltstaat und einem nationalen Hundertmillionenstaat in dieser Hinsicht noch ein großer Unterschied besteht, dürfte freilich bezweifelt werden.

Ein drittes mit diesem zweiten nahe verwandtes Motiv ist der Gedanke der natürlichen und geschichtlichen Schicksalseinheit, im Gegensatz zu allen gedanklich konstruierten Einheiten. Ein Volk ist zuerst einmal der Inbegriff der Menschen, die in einem mehr oder weniger abgeschlossenen Gebiet zusammenwohnen, gleichsam vom Schicksal hier zusammengeworfen. Sie wissen sich durch den gemeinsamen Boden, durch die Eigenart der Landschaft, gleichsam durch das Gefäß, in das die Natur sie faßt, verbunden. Vor allem aber durch die gemeinsam erlebte Geschichte. In dieses Gegebene ist jeder einzelne hineingestellt und dieser Einheit gehört er. Ob er sich auch außerdem mit anderen Menschen, die außerhalb dieses natürlich geschichtlich-gegebenen Verbandes stehen, zusammenschließt, sei es durch geistige oder durch materielle Interessen: so ist das doch ein zweites und darum sekundäres, etwas Hinterherkommendes. Das ist es vor allem, was heute mit den Worten Volk und Heimat, sofern sie programmatisch gebraucht werden, gemeint ist: daß die erste und primäre Loyalität jener gegebenen, schicksalsmäßigen und nicht irgendeiner selbstgewählten Einheit zukommt. Von da aus wird auch die Abneigung, ja der Haß gegen alle internationalen Bindungen sozialer oder kirchlicher Parteien, die der nationalen übergeordnet sind, verständlich. Man sieht darin einen Verrat an der eigentlichen, weil ursprünglichen schicksalsgegebenen Verbundenheit.

Aber wir dürfen wohl auch noch höher greifen. Was das natürliche Gefühl zunächst Schicksal nennt, das ist dem religiösen Sinn göttliche Fügung; und was sich zunächst als bloße Naturtatsache zeigt, das wird vom Glauben als Schöpfung verstanden. Sogar der *christliche* Glaube, der doch nicht von der Natur, sondern von der Geschichte, und zwar von einer weltumspannenden und die Welt umformenden Geschichte her, nämlich von der Welterlösung durch Jesus Christus her sich selbst versteht, — auch er anerkennt doch in der Individuation des natürlichen Lebens Gottes Schöpferwillen. Der Wille des Schöpfers, so wie er in seiner Offenbarung in Jesus Christus erkannt wird, ist Gemeinschaftswille. Gemeinschaft aber kann es nur geben wo nicht Alleinheit, sondern wo besonderes individualisiertes Leben ist. Gemeinschaft setzt Unterschied und Mannigfaltigkeit voraus. Es gibt nichts, was Gemeinschaft so ertötet, wie Einheit. Das ist der Gegensatz gerade zwischen der Alleinheitslehre der mystischen Religionen, die die Mannigfaltigkeit der Welt als Täuschung verneinen und der Gemeinschaftslehre der israelitisch-christlichen Religion, die die Mannigfaltigkeit der göttlichen Schöpfung voraussetzt. Nicht nur die einzelnen Menschen in ihrer Verschiedenheit, und nicht nur die Individualität der beiden Geschlechter, sondern auch die Individualität der Rassen und Völker muß der Christ als gottgewollte Schöpfung verstehen. Ebenso kann er die Volksgeschichte nicht einfach als Schicksal, sondern er muß sie als göttliche Führung verstehen. Von beiden Gedanken her ergibt sich so eine hohe Wertschätzung des National-Eigentümlichen, des besonderen Volkes und seiner besonderen Stellung und Aufgabe. Wie es im Willen des Schöpfers liegt, daß Männer Männer und Frauen Frauen seien, so liegt es auch in seinem uns geoffenbarten Willen, daß jedes Volk sein eigenes Gepräge und sein eigenes Leben habe. Da aber dieses Eigenleben und Eigengepräge vor allem durch die staatliche Zusammenfassung gebildet und erhalten wird, so fällt von da aus auch ein Strahl letzter Rechtfertigung auf die Idee des nationalen Staates.

II.

Und doch müssen wir hier sehr vorsichtig sein und nicht zu viel behaupten. Denn die Bildung der Staaten und Völker ist allzu sehr mit den dunkelsten Mächten des menschlichen Lebens verbunden, als daß man hier so leichthin göttliche Sanktionierung aussprechen

dürfte. Gerade die Idee des Nationalen und der nationalen Einheit und Geschlossenheit ist durch allermißlichste Assoziationen schwer belastet. Nachdem wir zunächst die positiv zu wertenden Motive herausgestellt haben, ist nunmehr die Gegenrechnung zu machen. Nicht als ob das Nationale oder Völkische an sich etwas ebenso negativ als positiv zu wertendes wäre. Es dürfte von ihm gelten, was vom Leben gilt: an sich ist es ein Gut, eine Gabe des Schöpfers. Aber es kann Formen annehmen, durch die es statt eines Gutes ein Übel wird. Wie es chemische Verbindungen gibt, die besonders leicht sich zersetzen, so scheint das Nationale etwas zu sein, das besonders leicht in Übel umschlägt, entartet. Diese Entartungsform des nationalen Bewußtseins und Willens nennen wir: Nationalismus, wobei anzumerken ist, daß jeder Ismus, als solcher, schon irgendeine Entartung darstellt, die konfessionellen Ismen nicht ausgenommen.

Der heutige Nationalismus hängt sehr stark mit einer durch die ganze Bildungswelt hindurchgehenden geistigen Strömung zusammen, die wir etwas unbestimmt Vitalismus nennen. Man könnte sie vielleicht auch als Dynamismus bezeichnen. Die Begriffe, die in ihr maßgebend sind, sind die der Kraft, des Lebens oder Lebensschwunges, des Individuellen und der organischen Einheit. Dieser dynamische Vitalismus oder vitalistische Dynamismus, als dessen größter Vertreter Nietzsche, als dessen zeitgenössische Gestalter etwa Bergson, Scheler und Klages genannt werden dürften, ist ebenso sehr eine Wertlehre als eine Seinslehre; die Begriffe Kraft, Leben, Individualität sind seine Ideale. Er stellt sich einerseits in Gegensatz zum mechanistischen Materialismus mit seinem alle Freiheit niederschlagenden Kausalschema; anderseits aber ebenso sehr in Gegensatz zu allem, was ich abkürzend unter dem Begriff: normatives Denken zusammenfassen will. Wo Kraft und Leben das höchste Ideal ist, pflegt nach dem Recht und nach der Wahrheit nicht viel gefragt zu werden. Wo man aus dem Prinzip der Individualisierung heraus die Forderung der eigenständigen Gestaltung zur leitenden Idee macht, da ist gegen die Verwandlung des Individualismus in den Egoismus keine Schranke aufgerichtet. So sehen wir denn als praktisch-politische Frucht dieses Denkens den amoralischen Nationalismus hervorbrechen, der zynisch das Prinzip des heiligen Egoismus verkündet.

Nationalismus ist nicht Wertschätzung der nationalen Güter und Wille, sie zu erhalten, sondern Vergötzung des Nationalen auf Kosten

aller anderen Werte. Das Nationale wird zum Absoluten, zum Gott, zur höchsten Norm und zum höchsten Gut. Alles wird jetzt von diesem einen Gesichtspunkt aus angesehen und gewertet. Die Folgen sind furchtbar: eine völlige Anarchie aller Werte und Normen.

Dem nationalen Interesse haben alle anderen zu weichen. Der Begriff der Gerechtigkeit und der Wahrheit hat nur Geltung, sofern er dem so, das heißt direkt, verstandenen nationalen Interesse dient. Im Verständnis des Staates, seiner Funktion nach innen und nach außen, ist alles durch den Gedanken der vitalen Kraft bestimmt. Der Bildung des kraftvollen nationalen Organismus werden rücksichtslos alle anderen Interessen und Verpflichtungen untergeordnet, wenn nötig um ihretwillen vernichtet. Weder die Religion, noch das Recht, noch die Wissenschaft, noch die Werte des Familienlebens bilden mehr eine Schranke für diese Monomanie des nationalen Gedankens. Es versteht sich, daß nach außen hin der nationalistische Staat durch keine andere Rücksicht als durch die auf seine eigene Kraft im Verhältnis zur Kraft der anderen sich bestimmen läßt. Für eine völkerrechtliche Bindung des nationalen Staates nach außen ist hier ebenso wenig Platz wie für seine Selbstbegrenzung durch das Recht nach innen. Die sich selbst absolut setzende Nation kann nicht anders als jede Grenze verneinen. Während der Nationalismus, so lange er mehr auf die Revolutionsidee der Freiheit und die romantische Idee der schicksalsgegebenen Einheitsgestalt bestimmt war, mit dem Geist weiser Mässigung zusammen denkbar war, ist er in seiner neuesten vitalistischen Phase einer solchen Selbstbegrenzung nicht mehr fähig. Der Vitalismus weiß nichts von Norm; im Wesen des Kraftideals liegt es, sich selbst unbegrenzt zu setzen. Wo sich der Nationalismus so versteht, bleibt als maßgebende Kategorie des politischen Denkens nur die des Feindes übrig. Wie sollte eine Vitalitäts-Philosophie zu anderen Resultaten kommen? Daß aber sogar kraftvolle christliche Denker sich von diesen Ideen mitreißen lassen, ohne es zu merken, ist ein Zeichen der geradezu dämonischen Macht, die dieser Gedanke in der Gegenwart hat.

III.

Es ist ohne weiteres klar, daß von solchem nationalistischen Denken aus alle Rede von einem Uebernationalen von vornherein verdächtig erscheinen muß. Ist einmal das Nationale der höchste, der

absolute Wert, so kann man in allem Übernationalen nur einen Unwert, nur die gespensterhafte Blässe der Abstraktion und des lebenverneinenden Schemas sehen. Um so notwendiger ist es, sich auf die Wahrheit, die im Gedanken des Übernationalen steckt, auf die verschiedenen Inhalte, die dieses eine Wort deckt, und auf die Nötigungen, die zu ihm hinführen zu besinnen.

Die Vorherrschaft, die der Nationalismus durch die Bildung der Nationalstaaten im politischen Denken der letzten hundert Jahre sich erzwang, ließ zunächst den Schein aufkommen, als ob das Übernationale bloß der Gedanke einzelner idealistischer Utopisten sei. Tatsächlich verhält es sich gerade umgekehrt. Das Übernationale stellt sich uns zunächst dar in derjenigen Sphäre, der wir den Charakter unmittelbarster und machtvollster Realität am wenigsten absprechen können: in der Wirtschaft. Sozusagen ohne Wissen und Wollen der Menschen hat sich im Lauf der letzten Jahrhunderte eine Wirtschaft entwickelt, die alle nationalen Gefäße sprengte, die Weltwirtschaft. Das geschah mit der fraglosen Faktizität eines Naturereignisses. So wie eine Eiszeit oder die Versandung eines Erdstrichs kommt, so kam die internationale Wirtschaft und so ist sie da, trotz aller Gegenanstrengungen der Menschen. Mit ihr kommt aber auch, ebenso zwangsläufig, ein gewisser Internationalismus der Interessen und damit des Denkens und Wollens. Der wirtschaftliche Internationalismus ist rein utilitärer Art; aber wer sich dessen nicht schämt, daß er gerne Kaffee oder Schwarzttee trinkt oder Süßfrüchte isst, sollte sich auch dieses Internationalismus nicht schämen. Man sollte mindestens einsehen, daß er, dieser wirtschaftliche und zivilisatorische Internationalismus, eine Lebensnotwendigkeit ist.

Ebenfalls auf die harten fraglosen Realitäten des Lebens bezogen, aber von viel tieferem inneren Gehalt ist das Übernationale im Rechts- und Staatsgedanken. Wir sind zwar gewohnt, wenn wir vom Staate reden, an den Nationalstaat zu denken, heute in ganz besonderem Maße. An sich aber hat der Staat zur Nation keine notwendige Beziehung. Es kann Staat geben, der allen Forderungen der Staatlichkeit entspricht, der nicht Nationalstaat ist, und es kann auch Nation geben, die nicht staatlich geformt ist. Die Beziehung des Staates zur Nation ist keine primäre, sondern eine sekundäre. Primär ist der Staat schlechterdings Ordnungsmacht und Machtordnung. Seine Urfunktion, sein eigentliches Wesen ist: die Vereinheitlichung und Stabilisierung der zwingenden Gewalt, die Mono-

polisierung der Schwertgewalt, oder negativ: die Niederhaltung der in jeder menschlichen Gesellschaft latenten Kräfte der Anarchie. Der Mensch ist nun einmal so, daß wo der Staat nicht ist, das anarchische Widereinander aller Kräfte herrscht, bis sich daraus irgend etwas wie Staat herausbildet. Ordnung und äußeren Frieden im Lande zu schaffen ist die Grundfunktion des Staates.

Von da aus angesehen ist der Nationalstaat eine anarchische Tatsache. Denn das Nebeneinander von nationalen Staaten bedeutet dies, daß zwischen diesen Staaten jener vorstaatliche, anarchische Zustand besteht, jenes labile Gleichgewicht, das jeden Augenblick in offenes furchtbare Widereinander umschlagen kann. Vom Gesichtspunkt der Ordnung und des Friedens aus ist — grundsätzlich gesprochen — die nationalstaatliche Ordnung immer nur eine Partialordnung, eine höchst unvollkommene Friedensgarantie. Dem entspricht, wie jedermann weiß, auch die empirische Wirklichkeit. Die Anarchie der zwischenstaatlichen Beziehungen kommt zum Ausdruck in der fast ununterbrochenen Folge von Kriegen und der in jedem Augenblick drohenden Kriegsgefahr. Der Wunsch und Wille, diesen anarchischen Zustand als einen menschenunwürdigen zu überwinden, ist eine der stärksten Wurzeln übernationalen Denkens. Daß gerade diesem Übernationalismus enge Grenzen gesetzt sind, soll sofort gezeigt werden.

Hand in Hand mit dem staatlichen geht, von ihm doch wiederum an innerem Gehalt verschieden, der des Rechtes. Ist auch geschichtlich das Recht im Gesamtzusammenhang des nationalen Lebens entstanden und ausgebildet worden, so ist doch seine innere, sachliche Beziehung zum Nationalen eine noch viel lockerere als die des Staates. Das Recht strebt nach Universalität, nach räumlich nicht begrenzter Geltung. Es ist für das Rechtsdenken unerträglich, daß etwas, was diesseits der Grenze des Staates als Recht oder Unrecht gilt, jenseits dieser Grenzen so nicht mehr gelten sollte. Freilich ist uns auch hier durch den Historismus der Romantik und durch den Rechtspositivismus des Nationalstaates die Einsicht einigermaßen abhanden gekommen, daß es ein von allen Kodifikationen unabhängiges *jus gentium* gibt, ein allgemein menschliches Rechtempfinden, das seinerseits auf einem den Menschen vom Schöpfer eingepflanzten Rechtsgesetz beruht, und daß dieses *jus divinum* die Grundlage und Norm aller positiv staatlichen Rechtssetzung sein müßte. Die Schwierigkeit, dieses wahrhaft Ge-

rechte zu finden und auf die geschichtlich gegebenen Verhältnisse in sinnentsprechender Weise anzuwenden, sollte nicht mit einer Unmöglichkeit verwechselt werden. Die Schwächung des wahren Rechtsgedankens in der neueren Zeit hängt eng mit dem Aufkommen des Nationalismus zusammen und wirkt sich denn auch heute in den Rechtsanschauungen gewisser Völker kraß genug aus. Der nationalistische Rechtspositivismus führt konsequent zur Leugnung einer Rechtssolidarität der Staaten. Umgekehrt: wo der Rechtsgedanke lebendig und rein ist, wo man es nicht vergißt, daß auch das eigene Volk als Ganzes einer Rechtsnorm unterstellt ist, die unter Umständen von ihm schwere Opfer fordert, da bricht aus dem Rechtsdenken immer wieder die Forderung einer übernationalen Rechtsordnung auf. Daß einer solchen nicht nur faktisch, infolge des Egoismus der einzelnen Völker, sondern auch begrifflich, das heißt auch für einen, der die Macht und den Willen hätte, die ganze Völkerwelt gerecht zu ordnen, die größten Schwierigkeiten entgegenstehen, soll nicht geleugnet werden. Das geschichtliche Leben der Völker ist in beständigem Fluß, was gestern noch berechtigte Forderung war, ist heute schon durch die Tatsachen überlebt. Das Recht aber hat die Aufgabe, zu stabilisieren, dauernde, mehr oder minder unveränderliche Ordnungen zu schaffen. Auch ein allmächtiger und vollkommen gerecht denkender menschlicher Weltordner würde darum einsehen müssen, daß die Herstellung der gerechten Völkerordnung durch Völkerrecht ein Ding der Unmöglichkeit ist. Aber das will nicht heißen, daß nicht durch übernationales, durch Völkerrecht eine wenigstens gerechtere und bessere Ordnung geschaffen und die vielleicht nie ganz zu überwindende Anarchie in hohem Maße zurückgedämmt werden könnte. Vom Rechtsgedanken aus ergibt sich dies vielmehr als notwendiges Postulat.

Nicht tiefer vielleicht, aber doch viel manifester ist das Überationale mit all jenen Bestrebungen verbunden, die wir durch den Begriff der Kultur zusammenfassen. Gewiß, auch die Kultur kann ihren Ursprung in einem nationalen Leben eigentümlicher Prägung nie verleugnen. Aber je höher und reiner ihre Werke sind, desto mehr tritt das Nationale in den Hintergrund gegenüber dem schlechtweg Menschlichen. Angesichts der Sistina Michelangelos wird man schwerlich an den Italiener denken; aber ebenso wenig ist Shakespeares Hamlet etwas besonders Englisches oder Beethovens Violinkonzert etwas besonders Deutsches. Den *di minores*

steht freilich nationale Bodenständigkeit und deutliches Lokalkolorit wohl an; aber mit dem Begriff des ganz Großen, des überzeitlich Dauernden sind sie unvereinbar. Hier hat das Übernationale fraglos den Vorrang. Das heißt aber nicht weniger als: für das Wesen der Kultur ist das Übernationale, nicht das Nationale maßgebend. In der Wissenschaft ist das vielleicht noch deutlicher als in der Kunst. Die Schönheit verträgt wenigstens eine nationale Tönung; die Wahrheit aber schließt sie aus. Es gibt keine deutsche oder französische Wahrheit. Die Wahrheit verhält sich gegen solche Differenzierungen schlechterdings negativ. Die Feststellung dieser allgemein bekannten Tatsache fordert eine Deutung. Wir werden sie am ehesten gewinnen können, wenn wir nochmals eine Schicht tiefer dringen. Der Mensch ist nicht um der Wirtschaft willen; er ist nicht um des Staates willen, er ist nicht um der Kultur willen. All das ist um des Menschen willen. All das ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Der Mensch ist über der Wirtschaft, über dem Staat und über der Kultur. Dürfen wir es wagen fortzufahren: er selbst, der Mensch, ist der Selbstzweck?

Ehe wir auf diese Entscheidungsfrage Antwort zu geben versuchen, wollen wir ein Vorläufiges tun: wir wollen dem Sinn des Wortes «der Mensch» einen möglichst eindeutigen Sinn geben. Man kann sich der Frage, was ist denn der Mensch, von verschiedenen Seiten her nähern. Heute ist es üblich, von der Naturwissenschaft her an sie heranzugehen. Die Antwort kann dann nicht zweifelhaft sein. Der Mensch ist ein Sammelname für einen Inbegriff von Lebewesen, die man traditionell als eine Spezies, homo sapiens genannt, ansieht, deren Einheitlichkeit aber überaus fraglich ist. Die alte biblische Anschauung von der Abstammung aller Menschenwesen von einem Menschenpaar ist zoologisch, so weit ich unterrichtet bin, allerseits aufgegeben. Betrachtet man den Menschen — wie das zweifellos legitim ist — als Zoon, so dürfte gegen die These moderner Rassetheoretiker, daß die Unterschiede zwischen den einzelnen Menschenrassen das Gemeinsame überwiege, schwerlich etwas entscheidendes einzuwenden sein. Die Stammesgeschichte könnte diese These vielleicht sogar einmal schlagend rechtfertigen: die Menschen sind Wesen ganz verschiedenen Ursprungs. Der Gattungsname Mensch täuscht; die einzelnen Menschenrassen sind durch einen Abgrund voneinander geschieden. Sie haben ebenso wenig eine gemeinsame Wesensart, als sie dasselbe Blut und gleiche Hautfarbe

haben. Der Humanismus ist zoologisch, biologisch, eine überlebte These.

Hier dürfte eine Begriffsklärung am Platze sein. Die Einheitlichkeit der Gattung *homo sapiens* ist durchaus fragwürdig. Aber etwas ganz anderes ist die Frage nach der Einheit des Humanum, der geistigen Wesensart des Menschen. Die Zoologie ist eine ehrwürdige und nützliche Wissenschaft. Aber sie hat wie jede andere Wissenschaft ihre Grenze, und vielleicht bezeichnet gerade das Humanum diese Grenze. Die Zoologie mag hinsichtlich des Ursprungs der Menschenrasse zu diesem oder jenem Resultat kommen: was der Inhalt des Humanum sei, wird damit nicht im mindesten berührt. Dieses Humanum ist nämlich nicht eine physische und auch nicht eine psychische, sondern eine geistige Tatsache. Wie die Neger rechnen lernen, im Unterschied etwa zu den Feuerländern oder den Eskimos, das ist eine interessante psychologische — und ich würde damit auch einräumen — zoologische Frage. Aber jenseits der Psychologie und Zoologie liegt die Frage, ob die Feuerländer und die Neger **richtig** rechnen können. Dieses «richtig» fragt nicht nach dem Stammbaum und nicht nach der Eigenart. Dieses «richtig» meint ein geistiges Gesetz, das von allen psychisch-physischen Gegebenheiten unabhängig ist. Neger, Feuerländer und Eskimos unterstehen genau denselben logischen Gesetzen wie wir, wie verschieden auch der Apparat sein mag, durch den sie sich dieser Gesetze bemächtigen. Darum gibt es die erstaunliche Tatsache, die alle Rassentheorien in Sachen Humanität als belanglos erscheinen läßt: daß Neger, Feuerländer und Eskimos einander und uns verstehen können. Eine kleine persönliche Erfahrung mag das illustrieren. Ich war während eines halben Jahres eifriges Mitglied des kosmopolitischen Klubs an der Columbia-Universität in New-York, wo Vertreter von — ich glaube damals 29 — verschiedenen Völkern aus allen Rassen und Farben miteinander gemeinsame Probleme diskutierten, sangen und sich Geschichten erzählten. Wir haben uns verstanden, nicht nur im logischen Sinne des Wortes, sondern auch tiefer. Wir fanden, daß wir trotz allen psychologisch-zoologischen Unterschieden einen Schatz gemeinsamer Humanität hatten, der uns einte und zu Freunden machte. Die großen Wörter unserer Sprache: Recht und Unrecht, Freiheit und Knechtschaft, Glück und Unglück, Liebe und Haß, Wahrheit und Lüge, heilig und frevelhaft, gütig und böswillig — und viele andere erwiesen sich als gemeinsamer Besitz,

nicht nur nach ihrem begrifflichen, sondern auch in hohem Maß nach ihrem Gefühlsgehalt und ihrer normativen Bedeutung. Und eins war selbstverständlich: daß wir einer dem anderen genau so in Verantwortlichkeit gebunden gegenüberstanden wie unter Volksgenossen, daß jeder diese Verantwortlichkeit kannte und anerkannte und dem anderen zutraute, daß auch er sie kenne und anerkenne. Dies mag als eine kleine Illustration der Tatsache gelten, daß das Humanum, als geistige Tatsache, über allen Differenzierungen des animalischen und psychischen Lebensbestandes der Menschenrassen und Völker steht. Das Humanum mag rassisch und völkisch gefärbt sein: es selbst, seinem Wesen nach, ist ein übernationales. Ja dieses Humanum ist die entscheidende übernationale Größe, die allem übernationalen Streben und Denken Sinn und Richtung gibt. Diese Tatsache ist biologisch wohl nicht zu verstehen, da die Biologie als eine Wissenschaft vom physischen Menschen die Werkzeuge gar nicht hat, um diese geistigen Zusammenhänge zu erhellen. Sie weiß nur was ist, aber nicht was sein soll, sie kennt nur Tatsachen, keine Normen. Das Humanum aber ist was es ist nicht als ein einfaches Gegebenes, so wie die Hautfarbe ein Gegebenes ist, sondern sie ist eine Einheit von Gegebenen und Aufgegebenem, von Faktum und Norm.

Der Christ versteht diese aus sich selbst nicht verständliche Tatsache aus seinem Schöpfungsglauben. Nicht die Entstehung aller Menschen aus einem Menschenpaar ist das eigentlich in der Bibel Gemeinte, sondern die Einheit des Menschenwesens durch die ihm vom Schöpfer verliehene Möglichkeit und Bestimmung. Aus dem Staub der Erde sind sie alle gebildet, die Schwarzen, Gelben und Weißen, aus verschiedenem Staube vielleicht, in einer verschiedenen Stammesgeschichte. Aber auch nach seinem Bilde sind sie alle geschaffen, bestimmt Person zu sein, wie er Person ist, doch nicht als solche, die sich selbst ihr Gesetz geben, sondern als solche, denen ihr Wesensgesetz gegeben ist, nicht als Urbilder, sondern als Abbilder, darum zwar in Freiheit, aber in jener Freiheit, die zugleich Verantwortlichkeit heißt. Daß wir ihm antworten müssen, der uns in Liebe und aus Liebe schuf; und daß wir in dieser Verantwortung uns ihm und einander schuldig sind: das ist unser tiefstes Menschenwesen, unser gemeinsames Humanum. In dieser Schöpfungsbestimmung, verantwortliche Person zu sein, die allein dem Menschen eigen ist, liegt die Antwort auf die Frage nach Mittel und Zweck. Letzter Selbstzweck ist die im Schöpferwillen begründete Gemein-

schaft verantwortlicher Personen, kurz: die Liebe. Alles andere ist Mittel. Dieser Schöpfungsglaube der biblischen Religion ist, das muß heute besonders unterstrichen werden, die Quelle des universalsten und unbedingtesten Humanismus.

IV.

Aber ebenso wie der Schöpfungsgedanke der nationalen Individualität, ebenso kann auch dieser Schöpfungsgedanke des über-nationalen Humanismus entarten. Als hauptsächlichste Entartung des nationalen Individualprinzips erkannten wir den dynamischen Vitalismus; die hauptsächlichste Entartung des schöpfungsmäßigen Humanismus ist: der Rationalismus. Der Rationalismus vergißt den Schöpfungursprung des Menschen und macht aus dem Menschen einen Selbstschöpfer. Wie der Vitalismus die individuelle Kraft vergottet, so vergottet der Rationalismus die allgemeine Vernunft. Ist aber einmal die Vernunft zum Gott gemacht, so ist die Schematisierung des Lebens unvermeidlich. Nur das Allgemeine gilt dann noch; das Individuelle wird als das die Vernunft hemmende und begrenzende abgewertet. Das Vernünftige ist das Zeitlos-Allgemeine: also weiß man auch mit dem Geschichtlich-Besonderen nichts mehr anzufangen. In der Vernunft-Humanität hat nur noch die allgemeine Menschheit, aber nicht mehr die Volksbesonderheit Platz. Die Vernunft weiß alle richtigen Lösungen schon zum voraus; darum hat der Rationalismus für alles Werdende und Gewordene keinen Sinn. Mit seinen allgemeinen Regeln, mit seiner schulmeisterlichen Rechtwinklichkeit zerstört er alle Buntheit, alle die feinen lebendigen Biegungen und alle unableitbaren überraschenden Besonderungen des geschichtlichen Lebens.

Der Rationalist möchte alles von einer Stelle aus neu schaffen, nach einem übersichtlichen und rationellen Bauplan. So schuf er — gottlob nicht für lange — die Helvetik, so schuf er das zentralistische Frankreich, so die rechtwinkligen und so unendlich langweiligen Städte Amerikas, so möchte er auch nach rationalen ökonomischen Prinzipien den kommunistischen Weltstaat aufbauen. Der Rationalismus ist, weil er alles schon zum voraus weiß, doktrinär und utopisch. Die Freiheit, die er meint, ist die Tyrannei der berechnenden Zweckmäßigkeit, vielleicht von allen Tyranneien die schlimmste, die tödlichste. Der Übernationalismus, der aus ihm ent-

springt, der alles geschichtlich Gewordene verächtlich über-springt, muß darum notwendig die Reaktion des vitalistischen und romantischen Irrationalismus erzeugen, der ihm gegenüber wahr-haftig nicht ganz mit Unrecht die Sache der Menschlichkeit zu ver-teidigen sich rühmen darf. Denn der Tod alles *Leben ding e n* ist auch der Tod alles Humanen. Weil so vieles, was bis jetzt in der Richtung auf das Übernationale geschaffen worden ist, so sehr den Stempel dieses aufklärerischen Rationalismus trägt, weil der Gedanke der Übernationalität so oft in diesem Gewand des rationalistischen Kosmopolitismus einherging, und weil dieser Rationalismus in der Gestaltung des europäischen Lebens im letzten Jahrhundert die maßgebende Größe war, darum war der Ausbruch des irrationalistischen Nationalismus psychologisch gesprochen eine Notwen-digkeit — freilich eine Explosion, deren zerstörende Kraft kaum abzusehen ist.

V.

Im vitalistischen Nationalismus wie im rationalistischen Internationalismus ist eine Urwahrheit durch menschliche, allzumenschliche Unwahrheit getrübt und verkehrt. Jener Nationalismus ist ebenso wie dieser Internationalismus eine Karikatur, und die Lügen-macht, die so die gottgeschaffene Wahrheit in Unwahrheit verkehrt, ist im einen wie im anderen Falle der Eigenwille des Menschen, der willkürlich etwas verabsolutiert, was nicht absolut ist, der einen Gott verehrt, der kein Gott ist. Überblicken wir die menschliche Geschichte im ganzen, so sehen wir, wie die Menschheit von einem Absolutismus zum anderen sich wendet und so von einem Extrem ins andere fällt. Die Frage, die sich uns aufdrängt, ist die, ob es denn nicht eine Möglichkeit gebe, aus diesem circulus vitiosus herauszutreten. Auf diese Frage antworten wir: es gibt diese Mög-lichkeit wohl, aber nicht als eine menschliche, da der Mensch von sich selbst und seinen selbstgemachten Idolen zu sehr besessen ist; wohl aber als eine göttliche Möglichkeit. Ja noch mehr: diese Mög-lichkeit ist nicht eine bloße Idee, ein Ideal, das begeisternd zur Nachfolge aufruft — denn was vermag ein Ideal gegen jene einge-wurzelte Eigenwilligkeit des Menschen? —, sondern sie ist Ereignis geworden in jenem Geschehen, von dem das Christentum seinen Namen hat und sie wird Ereignis dort, wo Menschen unter die Macht jenes einen kommen, in welchem die göttliche Wahrheit der Men-

schenschöpfung wiederhergestellt ist. Dieses Geschehen, in dem jene einmalige Offenbarung immer wieder in das menschlich gegenwärtige Leben hineinbricht und es neu schafft, heißen wir: glauben, und die Gemeinschaft derer, die dadurch zu einem neuen Leben, zu einer neuen Art des Miteinanderlebens umgestaltet werden, heißt: die Kirche, die Christusgemeinde. Mit der Kirche, das heißt mit jener Christusgemeinschaft, so wie sie von ihrem Begründer und Herrn gemeint ist, beginnt, unvollkommen zwar, aber deutlich und wirkungskräftig, eine neue Form der übernationalen Gemeinschaft, in der jene Karikaturen als Karikaturen erkannt und jene ursprüngliche Wahrheit als Wahrheit wieder erfaßt und im Willen bejaht ist.

Freilich kann man auch von der Kirche nicht sprechen, ohne sofort, auch hier, die menschliche Verderbnis mit zu erwähnen. Auch die Kirche ist im Laufe ihrer Geschichte, wie jedermann weiß, ihrem Wesen und Auftrag immer wieder untreu und die Beute des Menschlich Allzumenschlichen geworden. Die Geschichte der Kirche illustriert nur allzudeutlich das Wort: corruptio optimi pessima. Und doch sehen wir es gerade heute, daß auch diese innerlich so geschwächte und verwirrte, diese zerspaltene und mit Irrtum schwer belastete Kirche die einzige Macht ist, die einem wild gewordenen Nationalismus gegenüber wenigstens einigermaßen standhält und seinem Willen zur Grenzenlosigkeit Schranken setzt. Es lohnt sich wohl, in diesem Zusammenhang der unter viel Irrtum und Ohnmacht verborgenen Kraft und Wahrheit, die in ihr steckt, ein wenig nachzugehen. Welcher Art ist denn das Übernationale in der Kirche?

Die christliche Glaubensgemeinschaft, die Christusgemeinde ist eine rein geistige Größe und Einheit. Wo sie sich weltlicher, staatlicher Machtmittel bedient, da ist sie verdorben, ihrem Wesen entfremdet. Sie will durch nichts zwingen als durch die Macht der Wahrheit ihrer göttlichen Botschaft und durch die Macht der Liebe ihrer einzelnen Glieder. Sie ist keine Rechtsgemeinschaft; sofern sie sich rechtlich gliedert und gestaltet, ist sie nicht mehr Kirche, sondern Welt. Sie ist in nichts anderem begründet und hat in nichts anderem ihren Bestand und ihre Kraft als im Wort und Geist ihres Herrn, und in dem durch dieses Wort und diesen Geist geschaffenen Glauben ihrer Glieder. Als diese Geistmacht hat sie in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Welt erobert; als sie weltliche Macht in Anspruch nahm, da war sie bereits innerlich erkrankt, und so ist es immer, wo sie es tut. Die Universalität ihres

Anspruchs, mit dem sie sich an alle Völker, alle Zeiten, alle Menschen ohne jeden Unterschied wendet, beruht gerade auf diesem rein geistigen Charakter: darauf, daß sie nichts anderes darf und will als den Liebeswillen des Herrn aller Menschen offenbar machen. Sie verkündet die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus als die Erlösung der Welt; und darin proklamiert sie in einer völlig unerhörten Weise die Einheit des Menschengeschlechtes, nach seinem ewigen Ursprung wie nach seiner ewigen Bestimmung. «Hier ist nicht Mann noch Weib, nicht Freier noch Knecht, nicht Jude noch Griechen, sondern ihr seid allzumal einer in Christus.» Das ist das Ziel, das er, der Schöpfer selbst, der Menschheit steckt; und dieses Ziel hat sich schon zu verwirklichen begonnen, wo immer der Christus Macht hat über den Menschen, wo einer ihm ergeben und mit ihm verbunden ist im Glauben. Hier fallen alle Schranken, die sonst Menschen trennen, nachdem die Schranke gefallen ist, die den Menschen von Gott trennt. Darum wird hier die unbedingte Gemeinschaft proklamiert. Alle anderen Gemeinschaften sind bedingt, das heißt an bestimmte natürliche oder geistige Voraussetzungen gebunden. So die Familie, die Sippe, das Volk; aber ebenso die freien Gemeinschaften, die das kulturelle Leben in Kunst und Wissenschaft und Ähnliches hervorbringen. Auch sie sind bedingt durch den geistigen Zweck, den sie haben und durch die persönlichen Qualitäten, die zu seiner Erreichung oder Gestaltung erforderlich sind. Einzig diese Gemeinschaft, die im unbedingten Liebeswillen des Schöpfers und Erlösers gründet, ist unbedingt, eben weil sie diesen unbedingten Grund hat. Sie gilt darum jedem und unter allen Umständen; sie kann durch nichts aufgehoben werden. Diese Gemeinschaft ist eine Schicksalsgemeinschaft wie die des Volkes oder der Familie; aber dieses Schicksal ist keine natürliche Gegebenheit, sondern das Geistwalten des Herrn der Geschichte. Sie ist geistige Gemeinschaft, aber im Unterschied zu allen anderen geistigen Gemeinschaften nicht eine selbstgewählte, nicht eine Auslese nach eigenen Maßstäben, sondern eine schlechthin geschenkte und unverfügbare. Sie beruht denn auch nicht auf abstrakten geistigen Prinzipien oder Ideen, auch nicht auf sogenannten christlichen Wahrheiten oder Dogmen, sondern sie beruht einzig und allein auf der persönlichen Gemeinschaft mit dem, der sie schafft und trägt. Sie lebt darum nicht von der Begeisterung, sondern von seinem Geist.

Fragen wir, was denn nun die Tatsache dieser übernationalen Einheit für die anderen übernationalen Gemeinschaftsformen bedeute, von denen wir sprachen, so ist zu sagen, daß sie zwar gänzlich anderer Art ist, aber anderseits den Sinn und die Wahrheit jener anderen zur Geltung bringt. Das Reich Gottes ist keine politische Völkereinheit, kein Weltstaat und auch kein Völkerbund. Aber wo immer in der Christenheit das Bewußtsein der *una sancta ecclesia* lebendig ist, wie dies wahrhaftig nicht nur in der römischen Kirche, sondern ebenso bei den Begründern und Gliedern der protestantischen Kirchen der Fall ist, da muß auch die überationale Völkersolidarität anerkannt und der Wille mächtig sein, dieser Solidarität einen realen, das heißt politisch rechtlichen Ausdruck zu verleihen. Der christliche Glaube postuliert nicht den Weltstaat; er postuliert nicht den Völkerbund; aber er postuliert unbedingt eine den Tatsachen entsprechende möglichst wirksame Gestaltung der alle Völker umspannenden gegenseitigen Verantwortlichkeit. Er postuliert in jedem Fall ein Völkerrecht, das so weit dies irgend möglich ist, die Anarchie durch Ordnung und die Willkür durch Gerechtigkeit ersetzt. Dies eine Beispiel mag genügen, um anzuzeigen, in welcher Weise die Einheit der Menschheitskirche sich in der Sphäre weltlicher Interessen auszuwirken sucht.

VI.

Zum Schluß aber drängt sich uns noch eine Frage ganz anderer, nämlich nicht mehr prinzipieller, sondern rein faktischer Natur auf. Wir leben in einer bestimmten historischen Situation. Wir haben darum nicht bloß in *abstracto* Prinzipien einander gegenüberzustellen, sondern wir werden zur Frage genötigt, was denn in der bedrohlichen Lage, in der wir uns befinden, für Aussichten und Wege zu einer einigermaßen befriedigenden Lösung der Probleme sich vor uns auftun. Die Lage scheint mir durch zwei Hauptfaktoren gekennzeichnet. Auf der einen Seite haben wir einen vitalistischen Nationalismus, der sich nach innen und nach außen als das Absolute gebärdet und alles menschliche Leben sich zu unterwerfen für seine heilige Aufgabe anzusehen scheint. Auf der anderen Seite bedroht uns ein rationalistischer Internationalismus, die Idee eines ebenso totalitären antinationalen und antivitalistischen, nämlich mechanistischen Weltstaates, der bereit ist, die Atomphysik des letzten

Jahrhunderts auf die menschliche Gesellschaft praktisch zu übertragen. In dieser Lage sehen wir uns nach den Kräften um, die imstande sein könnten, die von beiden Seiten bedrohte Menschlichkeit des Lebens zu retten. Wir dürfen als Resultat unserer Überlegungen die Erkenntnis ansehen, daß nur ein echter Humanismus, ein Humanismus, der ebenso fernab liegt vom rationalistischen wie vom vitalistischen Exzeß, dazu imstande ist. Dieser Humanismus mag ziemlich weit herum noch vorhanden und einigermaßen intakt sein. Aber er ist im Verlauf der letzten Jahrhunderte mehr und mehr wurzellos geworden. Wir erleben es heute wieder: echte Menschlichkeit ist wahrhaftig keine Selbstverständlichkeit. Sie wird uns nicht in die Wiege gelegt, sie kommt nicht mit den Jahren von selbst, wie die zweiten Zähne. Die europäische Humanität ist aus geschichtlichen Wurzeln gewachsen, und wo diese Wurzeln verBORREN, verBORRT sie mit. Die wichtigste dieser Wurzeln ist der christliche Glaube. In dem Maß als dieser Glaube schwindet, schwindet jenes Bewußtsein der übernationalen Verantwortlichkeit und Solidarität. Ich spreche jetzt vom echten, nicht vom unechten Glauben. Der echte christliche Glaube ist es, der auch immer und notwendig eine echte Humanität erzeugt. Diese, nicht eine rationalistische Humanität ist es, was wir nötig haben. Diese Humanität ist aber genau so stark, als ihre Wurzel stark und lebendig ist. Das Schicksal des Christentums im Abendland ist darum auch das Schicksal der abendländischen Humanität.

Es lebt heute noch viel Menschlichkeit unter uns, die in früheren Generationen aus tiefem und lebendigem Christenglauben erwachsen, heute nicht mehr mit dieser Wurzel verbunden ist. Sie mag im einzelnen Fall und dies nicht selten sogar reiner und feiner sein als an vielen Orten, wo die Glaubenswurzel noch vorhanden ist. Aber eines fehlt ihr immer: sie ist nicht mehr fortpflanzungsfähig. Sie hat keine geschichtliche Widerstandskraft und keine Erneuerungskraft. So ehrfurchtgebietend sie in einzelnen Gestalten sein mag: als geschichtliche Macht kommt sie kaum in Frage, nicht nur weil sie wurzellos ist, sondern auch weil sie gemeinschaftslos ist. Sie ist die Gesinnung einzelner, sie hat einen völlig privaten Charakter. Sie vermag nicht Gemeinschaft zu bilden und wird nicht von Gemeinschaft getragen und gestützt. Jene Wurzellosigkeit und diese Gemeinschaftslosigkeit sind nur zwei Seiten einer und derselben Sache. Echte Menschlichkeit als Gemeinschaftskraft und als Ge-

meinschaftssache wächst nur aus dem Glauben heraus, aus jenem Glauben, der jeden, der ihn hat, zu einem Glied der Kirche macht, der *communio fidelium*.

Jene beiden Gegner der Menschlichkeit, der vitalistische Nationalismus und der rationalistische Internationalismus, sie sind gewaltige Geschichtsmächte; sie sind zwar nicht Gemeinschaftskräfte, wohl aber etwas, was äußerlich damit Ähnlichkeit hat und darum so oft damit verwechselt wird: sie sind gewaltige Kollektivmächte. Das Kollektiv ist das Surrogat der Gemeinschaft, mathematisch ausgedrückt: $K = G - M$, das Kollektiv ist Gemeinschaft ohne Menschlichkeit. Oder ursächlich verstanden: das Kollektiv ist die Art von Gemeinschaft, die übrig bleibt, wenn der Gottesglaube weg ist. Darum vergottet das Kollektiv sich selbst, die Nation oder die kommunistische Gesellschaft. Gegen diese ungeheuren Geschichtsmächte ist der private Humanismus einzelner edler Menschen machtlos. Er kommt als Geschichtsfaktor gar nicht in Betracht. Dem Kollektiv ist immer nur entweder ein anderes Kollektiv oder dann aber wahre Gemeinschaft gewachsen. Den beiden antihumanen Mächten ist nicht der private Humanismus, sondern nur der der christlichen Kirche gewachsen.

Ich glaube, dieser Satz, der nicht auf Beweisbarkeit Anspruch erhebt, dürfte manchen auf Grund ihrer geschichtlichen Kenntnis erleuchten, wie er denn aus geschichtlicher Erfahrung gewonnen ist. Er ist kein christlicher Glaubenssatz. Der christliche Glaubenssatz lautet ganz anders. Er lautet so: daß die Botschaft von Jesus Christus ebenso wie sie die Wahrheit ist, auch die höchste Macht hat. Als Christen fragen und erwägen wir nicht, ob und inwiefern vielleicht Christus und sein Reich den Gegenmächten dieser Welt gewachsen sei; sondern wir sind dessen gewiß auf Grund göttlicher Verheißung. Diese Gewißheit des endgültigen Sieges ist eingeschlossen in dem Glauben, daß in Jesus Christus uns Gott selbst begegnet, und daß seine Gemeinde der zwar irdische und unvollkommene, aber nichtsdestoweniger der Beginn des Kommens des Gottesreiches sei, also der Anfang von dem Ende, das zugleich das Ziel ist. Auf diesem Grunde steht die *communio fidelium*, und darum gibt es für sie letztlich keine Furcht vor der Zukunft und keine pessimistischen Erwägungen. Dieser äußerste Horizont ist ein für allemal gespannt und sein Charakter entschieden.

Aber innerhalb dieses Horizontes liegen die geschichtlichen Bewegungen der nächsten und der ferneren Zukunft. Über sie wissen wir als Christen nichts. Wir sind bloß mit allen anderen aufgerufen, sie zu gestalten, und die guten und bösen Kräfte, die Kräfte der Menschlichkeit und Unmenschlichkeit abzuwägen, die Tüchtigkeit der Bundesgenossen zu prüfen und, vor allem, zu fragen, wie die Kräfte des Guten wachsen könnten.

Auf Grund solcher Prüfung getraue ich mir auszusprechen, daß die einzige Quelle der Erneuerung echter Menschlichkeit der christliche Glaube und daß deshalb das Schicksal des abendländischen Menschentums deutlich und eindeutig an das Schicksal der christlichen Kirche gebunden ist. Viele, denen dieser Gedanke bisher fern lag, haben in den letzten Jahren angefangen seine Wahrheit zu ahnen. Die Bedrohung der Menschlichkeit von jenen zwei großen Mächten hat sie, völlig überraschend, vor die Glaubensfrage und in die Glaubensentscheidung gestellt. Die Scheidung der Fragen in politische und religiöse ist, so berechtigt sie hinsichtlich der technischen Einzelfragen sein mag, für die großen, fundamentalen Probleme völlig irreführend. Die wichtigen politischen Entscheidungen der nächsten fünfzig oder hundert Jahre fallen durchaus in der Sphäre des Glaubens. Hinter jenen dämonischen Kollektivismen steht ein Glaube, ein antichristlicher, aber in seiner Weise religiöser Glaube. Niederringen wird sie darum keine politische Macht, sondern nur ein anderer Glaube, und zwar allein der Glaube, in dem das Göttliche und das Menschliche unlösbar verbunden ist, so daß Gottesliebe und Menschenliebe eins und dasselbe ist, das heißt der christliche Glaube. Realpolitisch denkt darum heute nicht der, der meint, diese Fragestellungen gehen ihn als Politiker nichts an, sondern nur der, der weiß, daß heute wieder eine Zeit ist, wo die Politik aus dem Glauben, sei es nun aus einem unmenschlichen oder einem echt menschlichen kommt. Ich wage es, auf die Gefahr hin, von einzelnen des Fanatismus bezichtigt zu werden, an dieser Stätte, die der Wissenschaft dient und darum kein anderes Gesetz als das der Wahrheit kennt, in Berufung auf die Wahrheit, auf die realistische Erkenntnis der Wirklichkeit den Satz auszusprechen: Wer heute nicht merkt, daß auch in der Politik letztlich der Glaube entscheidet, ist kein Realist, sondern ein Phantast, mag er sich selbst tausendmal für einen Realpolitiker halten, und dabei meine ich die ganz konkrete Entscheidung über die Frage, die uns heute abend

beschäftigt hat. Nationalismus, Internationalismus oder übernationale Verantwortlichkeit: das ist ebenso gut ein Glaubens- als ein politisches Problem zu nennen, denn es röhrt an die letzten Voraussetzungen menschlicher Existenz. Der Wille, es so oder so zu lösen, das heißt die politisch maßgebende Kraft, entstammt einem bestimmten Verständnis des Menschen. In diesem Verständnis des Menschen aber entscheidet sich je und je die Glaubensfrage. Die Frage, was ist der Mensch, ist dieselbe wie die Frage, was ist Gott. Wie die Antwort auf diese Frage ausfällt, so wird auch, im großen, die politische Entscheidung ausfallen. Gefragt ist jeder und darum ist jeder verantwortlich. Aber die Antwort kann keiner dem anderen vorwegnehmen oder für ihn stellvertretend geben. Diese Antwort ist vielmehr die Lebensentscheidung jedes einzelnen.

Allgemeine Bemerkungen über die schweizerische Malerei der Gegenwart

von Gotthard Jedlicka

Was wir hier schreiben, hat nur die Bedeutung von Notizen; es soll darum vom Leser nicht anders aufgenommen werden. Wir hören den Einwand, der daraufhin gemacht werden kann. Notizen, so werden bestimmte Leser sagen, gehören in ein Notizbuch, in ein Pultfach oder auf den Schreibtisch, aber nicht an die Öffentlichkeit. Wir wissen es auch, haben daran gedacht und haben uns lange besonnen, bevor wir uns entschlossen haben, sie doch (und zwar in ihrer fragmentarischen Form) wiederzugeben. Der Grund, warum wir es tun, ist der folgende: über ein solches Thema, so scheint es uns, lässt sich überhaupt nichts Endgültiges formulieren, und was wir hier vorlegen, sind wohl Notizen; aber sie sind nicht flüchtig oder leichthin entstanden — sie sind sogar genau überlegt. Ihre fragmentarische Form, die sich zwangsweise ergeben hat, zeigt, wie schwierig gerade diese Aufgabe ist. Sie ist zudem auch sehr undankbar. Warum sie undankbar ist, wird der Leser bald sehen. Aber vielleicht — und damit versuchen wir uns zu trösten — ist es schon wichtig, überhaupt nur gezeigt zu haben, welchen Schwierigkeiten man bei einer solchen Aufgabe begegnet. Diese Auf-